

Wolfgang Ruge (*1917)

Das Schicksal von Paul Levi. Bericht über sein Leben und Wirken

„Die größte Rede seit Lassalle“. Das notierte der Berichterstatter Carl von Ossietzky während eines Plädoyers vor dem Moabiter Schöffengericht am 22. April 1929. Rechtsanwalt Paul Levi, dem dieses Lob galt, war kein Donner schleudernder Volkstribun. Seine feinsinnige Rhetorik lebte von der analytischen Brillanz, von der verhaltenen Leidenschaft des Gerechtigkeitsfanatikers, nicht zuletzt vom Ideenreichtum. Seine bestechende Argumentation ließ keinen Zuhörer unbeeindruckt.

Levi verteidigte den Redakteur der Zeitschrift „Das Tagebuch“, Josef Bornstein. Die Anklage lautete auf Verleumdung. Erhoben war sie von Reichs wegen, also vom Staat, sozusagen im Auftrag der Allgemeinheit.

Hinter dem Rücken des Staatsanwalts versteckte sich auch noch ein Nebenkläger, der als Opfer posierende Reichsanwalt Jorns. Die Angelegenheit, die verhandelt wurde, war tatsächlich von allgemeinem Interesse, allerdings nicht in dem Sinne, wie es der Ankläger darstellte.

10 Jahre zuvor hatte der Nebenkläger Jorns, damals noch einfacher Kriegsgerichtsrat, die Untersuchung im Mordfall Liebknecht-Luxemburg an sich gerissen und die Mörder mit einer in der Rechtsgeschichte beispiellosen Unverfrorenheit gedeckt. Erfolgreich.

Bis auf zwei Ausnahmen waren alle Angehörigen des Mordkommandos, sämtlich Offiziere der berüchtigten Garde-Kavallerie-Schützen-Division, freigesprochen worden.

Die Ausnahmen betrafen einen einfachen Husaren, mit dem ohnehin noch eine Rechnung zu begleichen war, und einen Oberleutnant, dem schon zwei Tage nach der Urteilsverkündung ein Fluchtwagen vor das Gefängnistor gestellt wurde.

Jorns hatte die dringend des Mordes Verdächtigen in rund um die Uhr offenen Zellen unterbringen lassen, so dass sie nicht nur Zechgelage und Skatabende veranstalten, sondern auch ihre Aussagen aufeinander abstimmen konnten. Er selbst hatte mit ihnen gemeinsam ein Drehbuch des bevorstehenden Prozesses erarbeitet und nicht ins Szenario passende Protokolle kurzerhand aus den Akten herausgerissen.

Mehr noch: Die Inhaftierten durften nicht nur Damenbesuch empfangen, sondern konnten sich auch unkontrolliert in einigen Fällen sogar in Cafes am Kuhdamm mit reaktionären Presseleuten und obskuren Politschiebern über die Vorbereitung der Öffentlichkeit auf die Gerichtsverhandlung beraten.

Diese Tatsachen waren jetzt von Bornstein in einem Artikel enthüllt worden. Da-

für wollte ihn die Weimarer Republik, die noch heute im Rufe eines Rechtsstaates steht, büßen lassen. Verteidiger Levi ging jedoch zum Angriff über. Aus dem Fall Bornstein machte er einen Fall Jorns.

Im Feuer der Kreuzverhöre bewies er, dass alles, was sein Mandant über die Verdunkelung des Verbrechens geschrieben hatte, bis zum letzten I-Tüpfelchen der Wahrheit entsprach.

Damals, sagte er am Schluß seines Plädoyers, auf spätere politische Morde anspielend, begann ein schauerlicher Zug von Toten, gemeuchelt von Kreaturen, die Herr Kriegsgerichtsrat Jorns darüber belehrt hatte, dass Morden in Deutschland nicht identisch ist mit Bestraftwerden. Und dank dieser Belehrung konnte Jorns, der vergessen hatte, woher das Rot seiner Robe stammt, Karriere machen. „Meine Herren“, fuhr Levi fort, „hier glaube ich, hier treten diese Mauern und hier tritt diese Decke zurück. Hier ist ein Tag des Gerichts gekommen. Die toten Buchstaben, benutzt zu dem Zwecke, Schuldige zu schützen, und die vermoderten Knochen der Opfer: Sie stehen auf und klagen an den Ankläger von damals.

Bornstein wurde freigesprochen. Sein Anwalt mag man meinen, hätte zufrieden sein können. Aber dafür gab es keinen Grund. Blieben doch die Mörder und ihre Helfer weiter unbehelligt. Es war nicht einmal gelungen, die Öffentlichkeit wirklich aufzurütteln. Und vor allem, es ging ja Levi nicht um diesen einen Prozess.

Er war am Punkt seines Lebens angelangt, an dem er sich sagen musste, die Hoffnungen sind unerfüllt geblieben. Der Einsatz war vergebens. Ich bin gescheitert.

Die vorauszusehende Rehabilitierung des Jorns war ja nur ein winziges Symptom für das Zerbröckeln des Levischen Lebenswerkes. Übrigens erfolgte sie schon 10 Monate nach dem Moabiter Prozess. In einem nicht mehr anfechtbaren Berufungsurteil im Fall Bornstein bestritt das Reichsgericht zwar nicht, dass der jetzige Nebenkläger seinerzeit die Untersuchung im Mordfall Liebknecht-Luxemburg, so wörtlich, „bewusst vertuscht und verschleppt“ habe, doch konstatierte es, dass dies nicht „absichtlich“ geschehen sei und „Kollege“ Jorns folglich die Eignung besitze, das ihm nunmehr übertragene, verantwortungsvolle Amt in der höchsten juristischen Überwachungsbehörde des Reichs auszuüben.

Paul Levi überlebte die Verkündung dieses skandalösen Revisionsbefundes nicht mehr. Wenige Tage zuvor war er an einer schweren Grippe erkrankt, und hatte sich von fiebrigen Wahnvorstellungen heimgesucht, unter nicht völlig geklärten Umständen, aus dem Fenster seiner Wohnung gestürzt.

Niemand weiß, welche Gesichte dem Verzweifelten im Delirium der letzten Stunden erschienen. Vielleicht flackerten in der Erinnerung Revolutionsszenen, verlore-

ne Freunde auf. Vielleicht wirbelten Satzketten aus einstigen Briefen Rosa Luxemburgs durch sein Hirn.

„Liebling“, hatte sie ihm einmal geschrieben, „die Sehnsucht würgt mich sehr, aber ich stürze mich doch gern in jedem freien Moment in ihre Arme, denn sie kommt von Dir.“

Ja, die Begegnung mit Rosa war der entscheidende Wendepunkt in seinem Leben gewesen. Zum ersten Mal hatte er sie auf dem Jenaer Parteitag 1913 getroffen. Er war damals seit 6 Jahren Rechtsanwalt in Frankfurt, hatte sich als Verteidiger sozial Schwacher und als Publizist einen gewissen Namen gemacht.

In der Sozialdemokratie tendierte er zum reformerischen Flügel, misstraute aber der basisfernen Vorstandsbürokratie. Ihm war es aus dem Herzen gesprochen, als Rosa Luxemburg in ihrer großen Parteitagsrede erklärte, die erste Voraussetzung für ernsthafte politische Führer einer Massenpartei sei ein überaus empfindliches Ohr für alles, was sich regt in der Seele der Massen.

Je näher er die von vielen Bewunderte, von vielen angefeindete Führerin der Linken kennenlernte, desto mehr faszinierte sie ihn. Ihre Persönlichkeit ließ ihn erkennen, dass revolutionäre Standhaftigkeit nicht nur nicht in Widerspruch zu Menschlichkeit und Empfindsamkeit steht, sondern nachgerade deren Konsequenz ist.

Kaum ein Thema blieb in den häufigen Gesprächen ausgespart, zu denen es kam, als Levi sie, gemeinsam mit Kurt Rosenfeld, im Februar 1914 vor dem Frankfurter Landgericht verteidigte, wo sie der „Wehrkraftzersetzung“ angeklagt war, weil sie an die Arbeiter appelliert hatte, im Fall eines Krieges nicht auf die französischen Klassenbrüder zu schießen.

Im intensiven Gedankenaustausch der beiden Träumer und Kämpfer, die sich der Menschheitskultur verbunden fühlten und für die Schönheiten dieser Welt offen waren, bahnte sich eine innige Beziehung zwischen ihnen an.

Ständig von Terminen gejagt, konnten sie sich in den folgenden Monaten, er in Frankfurt, sie in Berlin lebend, im Wust von Sitzungen, Versammlungen, Verhandlungen, meist nur wenige Freizeitstunden stehlen, um sich auszutauschen und miteinander aufzuatmen.

Auch nach dem Versanden der engen persönlichen Beziehung blieben Paul Levi und Rosa Luxemburg nicht nur Freunde, sondern geistig eng verbundene Gefährten.

1915 wurde Levi in die Armee gepresst, an der Front verschüttet, bald darauf dienstuntauglich erklärt und ging in die Schweiz. Von dort versorgte er die Strafge-

fangene Rosa Luxemburg, die kurz zuvor die in Frankfurt verhängte einjährige Haftstrafe antreten musste, mit ausländischen Zeitungen. Vor allem aber wusste er sich eins mit ihr, als er sich, auch persönlichen Kontakt mit Lenin aufnehmend, den in der Zimmerwalder Linken vereinten konsequenten Kämpfern gegen den imperialistischen Krieg anschloss.

Den Beginn der Novemberrevolution erlebte Levi in Berlin. Bei der Gründung des Spartakus-Bundes am 11. November wurde er, der auch neben Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht der Redaktion der „Roten Fahne“ angehörte, in die Zentrale gewählt. In deren Auftrag hielt er auf dem Gründungsparteitag der KPD das Referat zur Frage der Beteiligung an den Wahlen zur Nationalversammlung. Es war dies, neben der Gewerkschaftskontroverse, die Frage, an der sich die Geister schieden.

Auf der einen Seite standen die auf die Massen orientierten Realisten, auf der anderen die von revolutionärer Ungeduld verzehrten Linksradiكالen. Levi bekannte sich grundsätzlich zur Rätemacht, erklärte aber, dass die Mehrheit der Arbeiter noch nicht für sie zu kämpfen bereit sei, dass man sich also in einer Phase befinde, in der es sowohl innerhalb als auch außerhalb des Parlaments Flagge zu zeigen gelte. Dabei schätzte aber auch er, obwohl er auch vor überzogenem Optimismus warnte, die Situation insofern unrealistisch ein, als er von der bereits begonnenen zweiten Revolution, der sozialistischen Revolution sprach.

Zwei Wochen später waren Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ermordet. Als im März 1919 auch deren Nachfolger in der Parteispitze, Leo Jogiches, Opfer des weißen Terrors wurde, übernahm Paul Levi die Führung der jungen, zahlenmäßig noch schwachen, verfeimten KPD.

In jenen Monaten ging es um Sein oder Nichtsein, der von Luxemburg und Liebknecht gegründeten Kämpferschar. Ihr Überleben zu sichern, war eine Aufgabe, die wahrhaft übermenschliche Kräfte erforderte.

Die Konterrevolution scheute vor keiner Gemeinheit, vor keiner Bluttat zurück, um den Kommunismus in Deutschland zu zerschmettern.

Als Antwort darauf bemächtigte sich vieler Genossen, die Partei bestand vor allem aus jungen Menschen, Trotz und Wut. In maßloser Überschätzung der eigenen Möglichkeiten setzten sie auf die Parole „alles oder nichts“ und riefen zum Strafgericht gegen all jene, die nicht mit ihnen zum Sturm auf die bürgerliche Ordnung antreten wollten.

Levi kämpfte nach rechts, gegen die militaristische Reaktion, nach links gegen Sekterertum und anarchistischen Voluntarismus.

Dabei blieb ihm das Dilemma nicht erspart, dass schon viele Streiter für demokratische Entwicklungen vor unlösbare Aufgaben gestellt hatte. Indem er, alles unter den Bedingungen der Illegalität, die Autorität der Parteiführung gegen die intoleranten Linksradiكالen einsetzte - ganze Bezirksorganisationen wurden ausgeschlossen -, trug er ungewollt zur Festigung des Zentralismus, zum Aufbau undemokratischer Strukturen bei.

Während des Kapp-Putsches rief Levi, der wieder einmal eingekerkert war, aus dem Gefängnis heraus zur breitestmöglichen Einheitsfront auf. Nach den ersten Reichstagswahlen, Juni 1920, zogen er und Clara Zetkin als erste Kommunisten in das deutsche Parlament ein.

Die Vereinigung der USPD mit der KPD im Dezember desselben Jahres schien zunächst eine Stärkung der demokratischen Elemente in der Partei zu bedeuten. Doch schon zwei Monate später gewannen die Anhänger einer abenteuerlichen Offensivtheorie die Überhand. Als Levi sich gegen die einheitsfeindliche Haltung der Kommunistischen Internationale bei der Gründung der italienischen kommunistischen Partei wandte, wurde er im Zentrallausschuß der Partei überstimmt.

Da es bei dieser Kontroverse um Grundsatzfragen, nämlich um die unversöhnlich antisozialdemokratische Linie der kommunistischen Bewegung ging, sah er keinen anderen Ausweg als den Parteivorsitz niederzulegen.

Mehrere führende Funktionäre, darunter Clara Zetkin, erklärten sich mit ihm solidarisch und schieden ebenfalls aus der Parteispitze aus.

Die neue von Heißspornen geleitete Zentrale erlitt schon einen Monat später ein Fiasko. Als die Offensivtheoretiker 1921 während des mitteldeutschen Generalstreiks gegen Polizeiwillkür trotz fehlender Voraussetzungen für eine Volkserhebung versuchten, einen Aufstand zu entfesseln, verloren Hunderte von Arbeitern ihr Leben und der Graben zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten wurde noch weiter aufgerissen.

Deutlicher als je zuvor drohte die Gefahr künftiger politischer Engstirnigkeit. Levi konnte nicht schweigen. Als er aber die Stimme erhob, er schrieb eine Broschüre „Wider den Putschismus“, wurde er aus der Partei ausgeschlossen. Lenin musste einräumen, dass Levi dem Wesen der Sache nach in vielem recht hatte, hielt aber den Parteiausschluß, weil der Kritiker die Parteidisziplin verletzt habe, für gerechtfertigt. Ein Jahr später ging Lenin dann soweit, den ehemaligen KPD-Vorsitzenden, der sich ein selbständiges Urteil bewahrte, als einen „höchst geschickten Beauftragten der Bourgeoisie“ zu bezeichnen.

Gemeinsam mit einigen ausgeschlossenen Genossen bildete Levi im September

1921 eine „Kommunistische Arbeitsgemeinschaft“, die sich nicht als Partei, sondern als Vorkämpferin für eine antidogmatische Erneuerung der Bewegung verstand. Die Tragik dieser Gruppe, die das Verhältnis Führer-Masse auf demokratische Grundlage stellen wollte, bestand darin, dass sie von den Massen abgelehnt wurde. Ihre Mitglieder resignierten.

Levi, der sich außerhalb der organisierten Arbeiterbewegung wie im Vakuum fühlte, trat der SPD bei. Dort stand er an der Spitze des linken Flügels, der sich gegen die Preisgabe sozialer Errungenschaften und demokratischer Traditionen wehrte und für die Aktionsgemeinschaft mit den Kommunisten warb.

Die Entwicklung rollte jedoch über ihn hinweg. Eine Woche nach dem Moabiter Prozess ließ der antikommunistisch verblendete sozialdemokratische Polizeipräsident von Berlin die Maidemonstration der Arbeiter zusammenschießen. Kurz danach beschloss der Magdeburger SPD-Parteitag, auf dem Levi leidenschaftlich vor der Anpassung an den Militarismus warnte, die verhängnisvollen Richtlinien zur Wehrpolitik.

Die Kommunisten ihrerseits verketzten die Sozialdemokratie als „Zwillingsbruder des Faschismus“. Paul Levi prangerten sie als Wortführer des Luxemburgismus an, den sie für eine besonders gefährliche Abart des „Sozialfaschismus“ erklärten. Und all das, als sich Anfang 1930 immer hörbarer schon die Marschritte der Nazis durch Deutschland hallten. Paul Levi sah sich, erst 47jährig, vor dem Abgrund.

Nur wenige fanden sich zusammen, um diesen selbstlosen Kämpfer zu Grabe zu tragen. Zu ihnen gehörte auch die langjährige Freundin und Mitarbeiterin Rosa Luxemburgs, Mathilde Jakob, die bis zuletzt Sekretariatsarbeiten für ihn verrichtet hatte.

Levis Name verblasste rasch. Die sozialdemokratische Geschichtsschreibung behandelte ihn am Rande als unbequemen Querkopf, die kommunistische tat ihn, wenn sie ihn überhaupt erwähnte, als „Renegaten“ und „Parteischädling“ ab.

So wurde noch nach seinem Tode ein Mann verstoßen, dessen humanistische Grundhaltung, dessen theoretischer Weitblick, dessen Bekenntnismut die Arbeiterparteien bei der Überwindung von Verkrustungs- und Erstarrungserscheinungen dringend gebraucht hätten. Im Umgang mit Paul Levi hat sich die revolutionäre Bewegung an sich selbst versündigt.

In: Radio DDR II, Berlin, vom 15.04.1989. 13.05-13.20 Uhr. DRA. Record: 33647.

Printerstveröffentlichung unter dem Titel: Lenins großer Fehler. Das Schicksal von Paul Levi. Bericht über Leben und Wirken. in: junge Welt vom 9. Februar 2005, Nr. 33 (75. Todestag von Paul Levi)